

DEIN LEBEN, MEIN LEBEN

Grosseltern und Enkel aus Bangladesch, Äthiopien und Bolivien erzählen aus ihrem Leben. Nur zwei Generationen trennen sie. Doch der Alltag und die Perspektiven haben sich grundlegend verändert.

Bolivien: «Nutzt eure Chancen!»

Geovanna will nach der Sekretärinnenausbildung auch noch studieren. Die Eltern haben wenig Verständnis. Doch Grossmutter María steht hinter ihr. Andere junge Leute würden ihre Chancen zu wenig nutzen, findet sie.

Früher war es nicht besser. Die Sehnsucht nach früheren Zeiten, die in der Schweiz immer wieder aufscheint, ist bei der 68-jährigen María Paz nicht zu finden. Wenn sie von ihrer Kindheit erzählt, geht es vor allem um Mangel und Einschränkungen. «Wir lebten in einem Haus aus Lehmziegeln und Stroh.» – «Wir assen Mais, Quinoa, Kartoffeln und Hülsenfrüchte. Wenn es hin und wieder Milch gab, war das nur für die Kinder.» – «Strom hatten wir keinen.» – «Für das Wasser mussten wir eine Stunde lang gehen.» – «Transportmöglichkeiten in die Stadt gab es nicht.» Die 68-jährige beklagt sich nicht, und sie klagt niemanden an. Sie erzählt, stellt fest, und nur, wenn sie davon erzählt, dass sie keine anständige Schulbildung erhielt, schwingt so etwas wie ein Vorwurf mit. Die kleine María ging nur gerade drei Jahre lang zur Schule. Heute kann sie ein wenig lesen, ein wenig schreiben und ein wenig rechnen. «Die Eltern wollten nicht, dass wir Mädchen in die Schule gehen. Sie wollten, dass wir kochen lernen.» Und so lernte María kochen. Sie packte bei der Feldarbeit mit an, hütete das Vieh der Familie, heiratete früh und brachte acht Kinder zur

Welt. Heute freut sie sich, dass ihre Enkelin es leichter hat als sie. «Wir haben zusehen können, wie sie vorankam und die Mittelschule abschloss. Und jetzt will sie studieren.»

Nach der Primar- und der Sekundarschule absolvierte die 20-jährige Noemí Geovanna Mamani Quispe eine Ausbildung zur Sekretärin. Sie will mehr: «Ich will in einer wichtigen Ins-

lichen Ehen und warnen Geovanna davor, sich allzu schnell, allzu leichtfertig zu binden. Geovanna nimmt die Warnungen ernst. «Sicher, auch ich will einmal Kinder haben. Zwei, ein Mädchen und einen Jungen. Aber zuerst will ich fertig studieren. Meinen Ehemann werde ich selber und sorgfältig auswählen.»

Wenn Geovanna ihrer Grossmutter zuhört, dann fallen ihr zwei Sachen auf. «Das Leben zu ihrer Zeit war weniger kompliziert, die Luft war besser, und in den Strassen war weniger Gewalt. Aber heute haben wir mehr Möglichkeiten, in der Schule und in der Arbeit.» Ihr Lebensgefühl fasst sie in einem einzigen Satz zusammen: «Ich glaube, das Leben ist sehr anstrengend. Aber wenn man sich wirklich anstrengt, kann man das erreichen, was man will.» Allerdings muss sie dafür kämpfen. Die Eltern wollen nicht recht einsehen, dass sie nicht als Sekretärin arbeiten, sondern auch noch studieren will. «Der Rückhalt fehlt mir», sagt sie, und ihre Augen füllen sich mit Tränen. Die Grossmutter hingegen steht dem Studium positiv gegenüber. «Die Jungen haben zwar mehr Möglichkeiten, zu studieren und einen



María Paz, 68, und Enkelin Noemí Geovanna Mamani Quispe, 20, leben in der Kleinstadt Achocalla unweit von La Paz.

titution oder einem grossen Unternehmen arbeiten. Dafür brauche ich ein Studium.» An der Universität belegt sie den Vorkurs für ein Wirtschaftsstudium. Sie lebt im kleinen Haus ihrer Eltern, bewohnt mit ihrem jüngsten Bruder ein Zimmer. Der Vater arbeitet als Automechaniker, die Mutter kümmert sich um den kleinen Bauernhof. Die älteren Brüder sind nach Argentinien ausgewandert, oder sie sind in der Arme. Die Schwestern leben in unglück-

beruf zu erlernen», sagt sie. «Aber nicht alle nutzen diese Möglichkeiten. Sie wählen den leichteren Weg. Sie geben sich dem Trinken hin, und die Mädchen werden früh schwanger.» Von Geovanna allerdings hat sie eine hohe Meinung. «Sie weiss, dass das Leben auch heute schwierig ist, aber sie strengt sich an. Ausserdem hilft sie ihren Eltern, und sie respektiert mich.»

Interview: Wendy Rivera, Text: Hanspeter Bundi

Bangladesch: «Nie könnte ich so leben, ich will frei sein.»

Grossmutter Sokhina hat das Haus nie verlassen, ihre Enkelin will in die Welt hinaus. Sinthia will Karriere machen und den Eltern alles sein, sogar ein «Sohn» – bloss vom Heiraten möchte sie nichts wissen.

Sokhina Khatun spricht ganz gelassen aus, was für westliche Ohren unglaublich klingt: «Als Mädchen durfte ich unser Haus und den Innenhof nicht verlassen, ich war nie ausserhalb des Tors.» Und damit nicht genug: «Auch nach der Hochzeit ging ich nie aus dem Haus. Selbst den Einkauf erledigte mein Mann. Die Stadt galt als unsicher.» In der Stimme der 75-Jährigen liegt keine Bitterkeit. «Die Welt da draussen machte mir etwas Angst, aber manchmal besuchten mich Freundinnen, und so stimmte es für mich.» Sokhina wurde als junges Mädchen an ihren fast 20 Jahre älteren Cousin verheiratet. Sie lebten in einem Haus aus Wellblech mit zwei Zimmern und einer Veranda.

«Mein Mann arbeitete in einer Chemiefabrik. Wir hatten Strom und teilten einen Brunnen, drei Bäder und drei Toiletten mit sechs Nachbarsfamilien.»

«Nie könnte ich so leben wie meine Grossmutter», entgegnet Sinthia Sultana Dulong. Das Urteil der 20-Jährigen klingt hart: «Zu ihrer Zeit war das Leben eintönig und unfrei, ich möchte Spass haben.» Die beiden sind sich nah, das spürt man in jeder Geste, aber ihre Perspektiven könnten unterschiedlicher

nicht sein. «Ich will frei sein, studieren, ich spiele Fussball in einem Frauenteam, treffe meine Freunde.» Die Informatikstudentin im zweiten Studienjahr ist bei aller Lebensfreude eine ernsthafte junge Frau. «Dhaka ist auch heute gefährlich für Frauen, damit müssen wir irgendwie leben.» Und ein Freund, das komme nicht in Frage, nicht nur, weil es nicht erlaubt ist. Sie will sich aufs Studium konzentrieren.

«Die Jungen haben viel Freiheit», sinniert ihre Grossmutter. «Sie wählen ihre Gatten selber, sie tragen Jeans.

Aussagen, die viel vom komplizierten Weg in eine Moderne erzählen, die ihre Traditionen bewahren will.

Sinthia wohnt mit ihren Eltern – der Vater ist Fahrer, die Mutter Hausfrau –, einem Onkel und ihrer Schwester in einer Stadtwohnung. Von der Welt und selbst von Bangladesch habe sie noch kaum etwas gesehen. Das will sie unbedingt ändern, wenn sie in zwei Jahren den Bachelor in der Tasche hat: «Ich möchte im Ausland studieren. Ich versuche alles, ein Stipendium zu kriegen, aber es ist schwierig.»

Die Welt kennt Sinthia bis jetzt vor allem aus dem Netz. «Ich liebe Sport und Musik. Aber am wichtigsten ist mir das Internet!» Jemand hat der Familie ein Laptop geschenkt. «Ich surfe viel, so kann ich überall hinreisen», schwärmt sie. «Ich weiss, dass das Netz auch Schlechtes bringt, Terroristen vernetzen sich, Frauen werden belästigt, aber für mich ist das Internet alles!»

Grossmutter Sokhina, die selber nie zur Schule ging, sagt: «Ich musste manchmal kämpfen, aber heute bin ich glücklich, weil meine Enkel es einfacher haben. Das Wichtigste ist, dass sie alle eine gute Ausbildung bekommen.» Und Enkel habe sie viele. Sokhina hat zehn Kinder zur Welt gebracht, von denen neun überlebten.

Sinthia dagegen hat nur ihre Schwester. «Sicher hätten alle Eltern gern einen Sohn», sagt sie. «In zehn Jahren, da will ich beruflich in einer führenden Position sein und meine Eltern stolz machen. Ich will für sie alles sein, was auch ein Sohn für sie wäre. Ja ich bin ihr Sohn!»

Interview: Nayela Akter und Gabriele Grossenbacher, Text: Susanne Strässle



Sokhina Khatun, 75, und Enkelin Sinthia Sultana Dulong, 20, leben in einem der dicht bevölkerten Wohnquartiere der Hauptstadt Dhaka.

Das ist in Ordnung, man muss mit der Zeit gehen.» Sie sei froh, dass Sinthia die Traditionen trotzdem respektiere. Beim Thema Heiraten allerdings klingt Sinthia zunächst ganz untraditionell: «Das will ich nicht! Dann sitze ich zuhause und koche für meinen Mann, was ist das für ein Leben?» Später fügt sie hinzu: «Wenn doch, dann suchen meine Eltern einen Mann für mich. Aber ich habe das letzte Wort und kann entscheiden.» Es sind widersprüchliche

Äthiopien: «Früher konnte man die Zukunft nicht planen.»

Gebretsadikan träumt von einem Job in Katar. Sein Grossvater kam früher ebenfalls weit herum, doch damals ging es ums Überleben. Hadush erklärt auch, warum es früher mehr Wasser und fruchtbares Land und trotzdem mehr Hunger gab – und warum er die alte Zeit dennoch vermisst.

Gebretsadikan Weldu hat soeben die 10. Klasse abgeschlossen. Jetzt jobbt der 17-Jährige als Nachtwächter für das Bienenhaus der lokalen Imkerkooperative draussen vor dem Dorf. Doch er brennt darauf, bald eine Ausbildung zum Automechaniker anzufangen. «Danach gehe ich für ein paar Jahre nach Katar! Dort verdienen Verwandte von uns gutes Geld. Die Verwandtschaft wird für die Reise Geld zusammenlegen.»

Auch sein Grossvater ist früher weit herumgekommen – da ging es allerdings um Leben und Tod. «Damit unser Vieh in der Regenzeit nicht an Salz mangel starb, mussten wir jedes Jahr zu Fuss mit Tragtieren die harte Reise in die Danakil-Wüste antreten, um Salz zu holen», erzählt Hadush Teferi Gebrihet. Die Senkung an der Grenze zu Eritrea gilt als eine der heissesten und unwirtlichsten Gegenden der Welt. «Es war sehr gefährlich, man konnte verdursten oder von feindlichen Stämmen getötet werden.»

Scharfsinnig analysiert der 80-Jährige die Situation damals und heute. «Mein Dorf war grün. Früher gab es Wiesen und Wälder, viel mehr Quell-

wasser und grosse Herden – und trotzdem herrschte in trockenen Jahren oft Hunger. Warum? Weil man nicht wusste, wie mit den reichen Ressourcen umgehen, wie die Ernte lagern, wie Wasser sammeln.» Das sei heute anders. «Heuer war das extremste Trockenjahr meines Lebens, und doch litten wir keinen Hunger, unser Vieh überlebte. Weil wir und auch die Lokalregierung gelernt haben, was zu tun ist.»

Hunger kennt sein Enkel nicht. An Wochenenden isst er sogar manchmal im einfachen lokalen Restaurant.

Und die Menschen sind medial mit der Welt verbunden. «Wir erfuhren Neuigkeiten durch Nachbarn, Verwandte und in der Kirche», sagt der Grossvater. Sein Enkel hört zuhause Radio und schaut sich im Fernseher der Nachbarn die Fussballspiele des FC Chelsea an. In seiner Tasche steckt ein Handy.

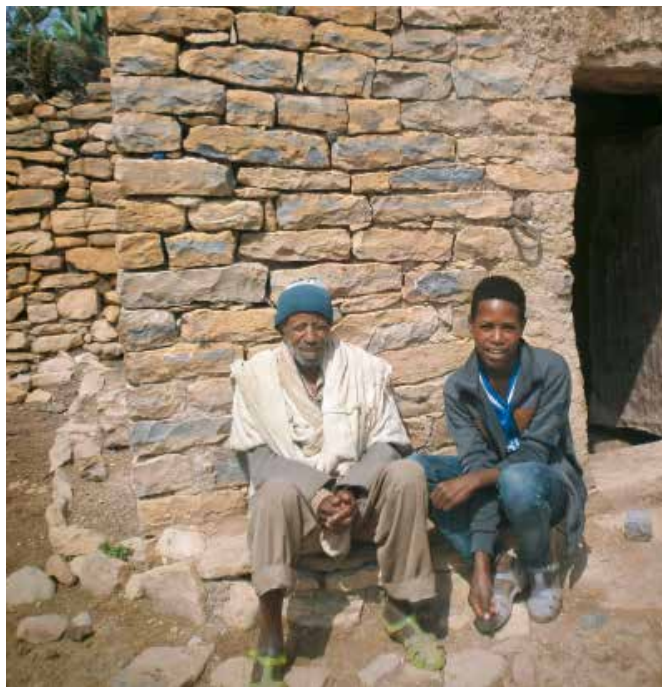
Auch für Gebretsadikan war es immer selbstverständlich, dass er auf dem Hof der Familie, die mit 1,5 Hektar Land und sechs Kühen zum Mittelstand gehört, mitanpackt. Genauso selbstverständlich aber gingen

er und seine Geschwister zur Schule. Von Hadushs Geschwistern wurde seinerzeit lediglich ein Bruder in die Priesterausbildung geschickt. Das Schlimmste früher seien aber die Krankheiten gewesen, weiss Gebretsadikan von seinem Grossvater, Masern und Windpocken zum Beispiel. Viele hätten ihre Kinder verloren. Hadush nickt: «Wir waren machtlos, es fehlte an Medizin. Deshalb konnte man kaum für die Zukunft planen.» Heute prüfen Leute vom Wasseramt die Wasserqualität im Dorfbrunnen, und die Familie hat eine eigene Latrine.

Dennoch denkt der Grossvater auch mit Wehmut an früher. «Es war eine Welt voller Herzlichkeit, man liebte seine Verwand-

ten innig. Besuchten sie uns, wuschen wir ihre Füsse, und sie segneten uns.» Die Jungen heute hätten vor allem Business im Kopf. Sein Enkel gebe nicht viel auf Traditionen, das sehe man schon an seiner Kleidung und Frisur. Und doch sagt der Grossvater mit Genugtuung: «Er kann sein Leben viel mehr geniessen als wir damals.»

Interview: Hamelmal Gebrekiristos,
Text: Susanne Strässle



Grossvater Hadush Teferi Gebrihet, 80, und Enkel Gebretsadikan Weldu, 17, leben im Dorf Adiharena im Osten der Region Tigray.

Früher war das nicht nur des Geldes wegen undenkbar, sagt der Grossvater: «Wer in Gaststätten verkehrte, hatte einen miserablen Ruf und fand keinen Ehepartner.»

Gebretsadikans Familie lebt, wie sein Grossvater, noch heute in einem traditionellen Natursteinbau mit gewölbtem Dach. Entscheidend verändert hat sich in Adiharena anderes: Jedes Haus hat Strom, am Dorf vorbei führt eine Strasse, Busse verkehren.